

# Ein Beschützer des Alters

Autor(en): **Soave, Francesco / Keller, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pro Senectute : schweizerische Zeitschrift für Altersfürsorge, Alterspflege und Altersversicherung**

Band (Jahr): **19 (1941)**

Heft 3

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-722993>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Ein Beschützer des Alters.

Von Francesco Soave aus Lugano (1743—1806)

Übertragen von Walter Keller.

Zur Zeit, als Monsignor Piccolomini als Gouverneur über Rom regierte, lebte in dieser Stadt ein ehrbarer Mann, der durch sein hohes Alter und seine Gebrechlichkeit nicht mehr imstande war, seinen Beruf auszuüben, womit er sich und seine betagte Frau bisher ernährt hatte. Und so sah er sich genötigt, nach und nach seine wenigen Habseligkeiten zu verkaufen, die ihm bis dahin noch geblieben waren. Darunter befand sich auch ein kleines Gemälde von Raffael, das er von seinen Ahnen geerbt hatte, dessen Wert er aber nicht zu schätzen verstand.

Das Bild war vom Rauch geschwärzt und vom Staub schmutzig und unansehnlich geworden und dies alles trug dazu bei, es von viel geringerem Wert erscheinen zu lassen.

Um nun daraus eine kleine Summe Geldes zu lösen, wandte sich der arme Mann an einen Kunstmaler in Rom, welcher freilich mehr Geschicklichkeit darin besaß, mit Kunstgemälden anderer Leute Handel zu treiben, als solche selber zu malen. Dieser hatte kaum das Bild in die Hände genommen und einen Augenblick betrachtet, als er sofort Raffaels Künstlergenie und damit auch den Wert des Gemäldes erkannte. Er ließ aber davon nichts merken, sondern fing an, ihn wegen des Bildes auszulachen, um so die Unerfahrenheit und Geldnot des armen Mannes zu seinen Gunsten auszunützen. Er sagte ihm also, es sei ein ganz geringes und wertloses Bild, für das er ihm höchstens einige Paoli (Silbermünzen) geben könne. Dabei tat er dergleichen, als ob er ihm diesen Betrag mehr aus Erbarmen gleichsam wie ein Almosen übergebe und weniger als Entschädigung für das Bild. Innerlich aber freute er sich und jubilierte über den reichen Gewinn und das gute Geschäft, das er da habe machen können. Und nachdem er ihm die paar Silberstücke übergeben hatte, trug er das Bild zu sich nach Hause in sein Atelier, um es zu reinigen.

Einige Tage später jedoch kam ein alter Freund zu dem armen Mann auf Besuch und bemerkte, daß jenes Bild nicht mehr an der Wand hing, wo er es so manchmal im Stillen betrachtet hatte. Er fragte, was daraus geworden sei. Der Alte gab ihm zur Antwort, er habe es verkauft, erzählte auch, wem er es gegeben und wieviel er dafür gelöst habe. Da bebte der Freund vor Entrüstung, als er sah, wie arg die Einfalt des Alten mißbraucht wurde. Er versicherte ihm, das Bild sei von einem großen Meister gemalt, es habe gewiß einen bedeutenden Wert. Er ermunterte ihn, beim Gouverneur zu klagen und anerbote

sich, ihn selber vor Gericht zu begleiten, um ihn desto leichter dazu zu bewegen.

Sie erschienen also vor Monsignor Piccolomini und der kluge Prälat hörte ihre Angelegenheit mit Aufmerksamkeit an. Dann ließ er sich von ihnen das ungefähre Maß des Bildes geben, nahm auch Kenntniss von dem, was es darstellte und entließ hierauf die beiden Alten freundlich.

Nun hatte der geistliche Herr in seiner Privatgalerie zufälligerweise zwei Gemälde, die in der Größe fast genau zu dem Raffaelbild paßten. Er ließ also aus dem einen die Leinwand herausnehmen und den betreffenden Kunstmaler rufen. Dann fragte er ihn: „Könntet ihr mir vielleicht ein Bild verschaffen, das gerade in diesen Rahmen hineinpaßt und das sich dem Sujet entsprechend als Pendant zu diesem andern Bild hier eignen würde?“

„Ja freilich, Euer Gnaden; ich habe daheim gerade ein solches Bild“, versetzte der Kunstmaler, „und zwar ist es ein vortreffliches Gemälde von Raffael. Auch scheint es mit viel Liebe und Sorgfalt gemalt zu sein und würde sich prächtig zu diesem Rahmen eignen.“

„Also bring es her und laß es sehen,“ erwiderte der Kardinal. Der Maler ging sofort weg und erschien bald nachher wieder mit einem Bild unter dem Arm.

Es stellte dieses die heilige Familie dar und war mit Meisterhand gemalt. Und jetzt, wo es vom Rauch und Schmutz gereinigt war, erstrahlten seine Farben in ihrer ganzen Schönheit. Man konnte nun die ganze Feinheit der Umrisse erkennen, die weichen Formen des Inkarnats, die Anmut des Faltenwurfs an den Kleidern, die liebliche Eleganz der Figuren und die Wahrheit im Ausdruck, lauter Eigenschaften, welche Raffaels Kunstwerke kennzeichnen.

Alsdann fügte der Maler das Bild in den leeren Rahmen, worauf es noch viel schöner wirkte. Nachdem der Kardinal das Bild eine Zeitlang betrachtet hatte, fragte er nach dem Preis. „Man hat mir bereits 200 Goldzecchinen dafür angeboten und das Geld sogar hingelegt,“ versicherte der Maler, „gestern nämlich hat ein Freund sie mir gebracht im Auftrag eines Engländer, der mit Ungeduld darauf wartet, das Kunstwerk zu kaufen. Ich habe das Geld jedoch zurückgewiesen, weil ich unbedingt an der Summe von 250 Zecchinen festhalten muß. Das Gemälde ist es wohl wert. Immerhin, falls es Eurer Excellenz gefällt, will ich mich mit jedem Angebot, welches das erste übersteigt, zufrieden geben.“

Der Kardinal erschrak innerlich über die Schlechtigkeit

dieses Spitzbuben. Er wollte jedoch nichts davon merken lassen und nahm das Gespräch wieder auf, indem er ganz ruhig erklärte, er wolle keineswegs bestreiten, daß das Gemälde von großem Wert sei und daß es nicht einen hohen Preis verdiene; gleichwohl könne er nicht recht glauben, daß er den Mut gehabt habe, ein derart schönes Anerbieten abzuweisen.

Nun stand der Maler auf und wollte weggehen, versicherte jedoch noch einmal ernst und feierlich, er habe kein Wort mehr gesagt, als was der Wahrheit entspreche. Wenn es etwa Seiner Excellenz erwünscht sei, würde er gerne den Freund selbst herbeiholen, um die Sache durch ihn bestätigen zu lassen.

„Ihr besitzt also wirklich das Angebot von 200 Zecchinen,“ fragte der Kardinal.

„Ja freilich, Euer Gnaden,“ erwiderte der andere, „und ich hoffe noch mehr zu erhalten.“

„Nun gut, dann braucht es weiter kein Wort mehr,“ sprach der Fürst. „Man öffne jenen Türvorhang,“ fügte er dann hinzu, indem er sich an einen seiner Kammerdiener wandte. Dieser zog den Vorhang zurück und da stand wahrhaftig der alte Mann, der frühere Besitzer, den der Gouverneur hatte zu sich kommen lassen und den er während des ganzen Gesprächs dort hinten versteckt gehalten hatte.

Man kann sich vorstellen, wie sich der Kunstmaler beinahe vom Schlag getroffen fühlte, als er diese Überraschung sah. Er wurde bleich, ganz verwirrt und begann am ganzen Leib zu zittern. Der Kardinal überließ ihn eine Weile seiner Verwirrung, nahm dann als hohe Amtsperson eine strenge Miene an und sprach: „So also, Unwürdiger, mißbraucht man die Ungewandtheit und bedrängte Lage eines Unglücklichen? Hattest du keine Gewissensbisse, wenn du bedachtest, daß du einem kraftlosen Greis und einer armen, altersschwachen Frau das Brot wegnahmst? Erbärmlicher, du weißt, was für eine Strafe diese Schlechtigkeit verdient hätte. Nun mußt du die 200 Zecchinen, die nach deinem eigenen Urteil das Bild wert ist, dem armen Mann hier geben. Gott möge dich vor einem neuen, derartigen Unrecht bewahren. Sollte mir jedoch ein weiteres Delikt von dir zu Ohren kommen, so bist du verloren.“

Niedergeschlagen, verwirrt und ohne ein Wort reden zu können, ging der Maler zum Saal hinaus und mußte das Geld herbeischaffen. — Mit Tränen in den Augen dankte der arme Mann seinem klugen Wohltäter. Dieser jedoch genoß mit vollen Zügen die doppelte Freude, einem alten Mann aus der Not geholfen und dann, einen elenden Betrüger in seinem eigenen Netz gefangen zu haben.